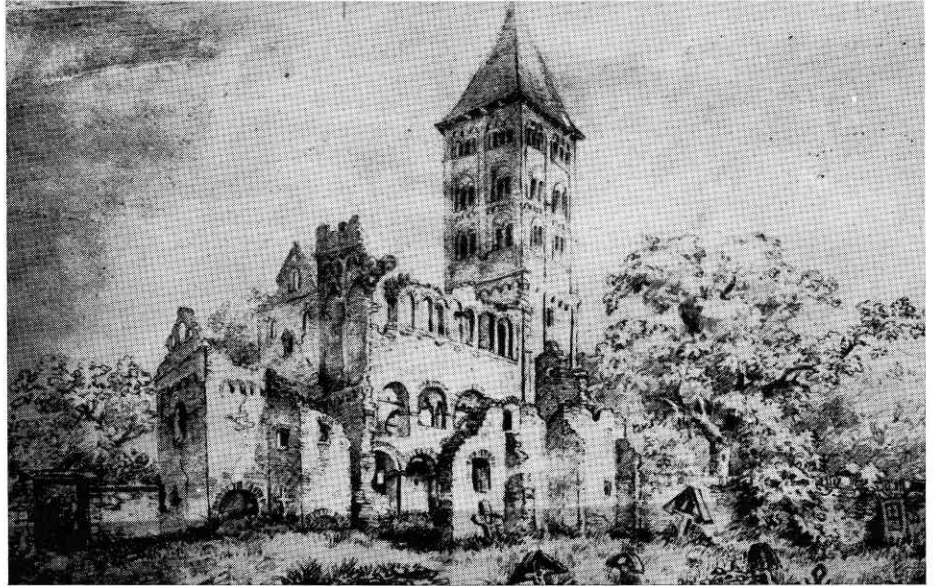


Der Einsturz des Horschheimer Turmes

von Toni Müller, Niederlahnstein



In nächtlicher Stille schläft der Flecken der Schiffer und Winzer an der Lahn-mündung. Kühler Wind streicht nach diesem heißen Julitag des Jahres 1844 durch das Rheintal. Die Wellen der Lahn plätschern unter der Kirchhofsmauer an der alten Johanniskirche vorbei, in deren Ruine Rufe von Käuzchen und Eulen ertönen und die Fledermäuse im Zickzackflug herumflattern. Helles Mondlicht, von vorbeiziehenden Wölkchen zuweilen abgeblendet, flutet über die Landschaft, zeichnet die bizarren Formen des zerstörten Gemäuers und der beiden Türme scharf gegen den silbernen Grund des Mondhofes ab. Schon seit einem halben Jahrhundert schweigt in dem Raume des Gotteshauses der Chor der Gläubigen. Rauhe Gesänge und Flüche zerstörender und raubender Soldaten hallten zuletzt von den Mauern wider. Die jetzige Ruine ist das traurige Denkmal aus den Wirren der französischen Revolution. Auch das Hochwasser des Rheins wälzt zuweilen die schlammige Flut durch das Kirchenschiff, bringt immer wieder Mauerteile zum Einsturz, deren Steine weit verstreut herumliegen. Jahre sind vergangen, die Zerstörung schreitet voran. Aus den Maureritzen quillt grünes Leben, während die Menschen sich über den Wiederaufbau nicht einigen können. Das Gotteshaus wird dem Staat zum Kauf angeboten, doch abgelehnt. Hoffnungslose Zukunft. Der Morgen dämmert. Das Grauenhafte wird im Sonnenlicht gemildert. Schwalben und Singvögel lösen das Nachtgeflecht ab. Blumen, zuvor im Schatten verborgen, erscheinen im Gemäuer. Vom Dorfe her nähert sich polternd ein zweirädriger Pferdekarren über den Dammweg. Einige Männer und Buben begleiten ihn. Er fährt in den Friedhof ein und hält am Horschheimer Turm. Es sind Maurer, die im Dorf ein neues Haus bauen. Schon seit längerer Zeit dienen die Steine der Kirchenruine zum Bau der Dorfhäuser. Dieser bequeme „Steinbruch“ liegt ja auch näher als die Brüche bei Hohenrhein und Ahl. Doch was jetzt noch im Kirchenschiff herumliegt, ist ausgebeutetes Kleingebrock. Die Buben lösen sich sogleich von der Gruppe, verschwinden im Kirchenschiff, wo sie im Schutt Burgen bauen und, ihre Werke gegenseitig mit Steinen bombar-

dierend, Krieg spielen. Die Männer aber nehmen Brecheisen und schwere Hämmer und beginnen die Quadersteine an der Nordostecke des Seitenschiffes auszubrechen. Erst nach mühsamer Arbeit läßt sich der erste Quader lösen, dann wird es leichter. Im Laufe dieses und des nächsten Tages füllt sich der Pferdekarren mehrmals und bringt die Ladung ins Dorf. Inzwischen haben die Männer ein großes Loch in die Ecke gerissen, nichtachtend, daß diese ein Teil des Turmfußes ist. Wenn auch, denken sie, der Turm wird so schnell nicht kippen. Wenn es doch geschehen sollte, merkt man es zeitig genug. Nachher kann man die Steine um so leichter aufraffen.

Die Woche ist vorbei, morgen ist Sonntag, willkommene Gelegenheit zum Ausruhen. Am Montag aber sind die Maurer wieder zeitig am Turm, denn sie fürchten, daß auch andere den Vorteil des Abbruchs genießen möchten, um den sie sich geplagt haben. Ohne Hemmung brechen sie weiter ab und entladen noch manchen Karren an der Baustelle im Dorf. Recht-schaffene Bürger halten den Fuhrmann an und äußern ihre Bedenken. Die Behörde aber kümmert sich scheinbar nicht um das gewagte Unternehmen.

Am Mittag stellen die Maurer die Arbeit ein. Der Bedarf an Steinen ist gedeckt. Schwere Gewitter am Nachmittag hindern sie am Bau. Das ist willkommene Gelegenheit im Wirtshaus Schutz zu suchen. Obgleich nach dem Unwetter die Sonne wieder schien, bleiben sie im Wirtshaus hocken. Fleißige Bauern aus der Mark sind wieder auf den Feldern, arbeiten noch etwas, sofern der Boden nicht allzu-sehr aufgeweicht ist.

Von der Barbarakapelle im Dorf läutet die tägliche Abendglocke. Der Bauer Jörg auf dem Feld entblößt sein Haupt zum Angelusgebet und blickt auf die Johanniskirche, die im letzten Licht der untergehenden Sonne steht und deren beide, noch bedachten Turmspitzen die Gedanken des Beters zum Himmel leiten. Da aber stockt sein Atem, die offenen Lippen erstarren, die Augen gewahren das größte Schauspiel seines Lebens. Der Horschheimer Turm neigt sich zuerst ganz langsam ihm entgegen, dann schneller, bricht in halber Höhe entzwei, ein Aufschlag, daß

die Erde dröhnt, eine aufsteigende Staubwolke und dann Totenstille. Der Turm ist nicht mehr, auch die anliegende Sakristei ist unter ihm begraben. Jörg steht wie gelähmt, er kann es nicht fassen, Tränen quellen hervor. Dann vollendet er sein Gebet, das Sterbegebet für den 500jährigen Turm. Die Glocke von St. Barbara verstummt.

Auch im Dorf zittert die Erde beim Einsturz des Turms. Fenster und Türen fliegen auf, erschreckt fragen die Dörfler nach der Ursache, ohne Antwort zu erhalten. Erdbeben wird vermutet, man fürchtet einen zweiten schlimmeren Stoß. Doch aus der Mark und dem Nauling kommt bald Kunde und die Lösung der Frage. Jetzt wird auch die Behörde wach. Die Maurer werden vom Gendarm aus einer Gruppe erregter Menschen herausgeholt und vom Bürgermeister verhört. Da aber kein Schaden an Leben und anderem Gut entstanden ist, läßt man sie wieder laufen. Was gilt denn schon die Ruine wenn der Staat sie nicht einmal haben will, was kümmert es die Lahnsteiner. Die Kunde vom Einsturz des Horschheimer Turmes verbreitet sich schnell in der Umgebung. An den nächsten Tagen kommen viele neugierige Besucher nach Lahnstein. Die Wirtshäuser haben Hochbetrieb bis spät in die lauen Sommernächte. Dann nimmt der Alltag wieder seinen Lauf. Seit Montag, dem 29. Juli 1844, ruht der Horschheimer Turm auf dem Totenacker von St. Johann im Schatten des Zeugen seines Einsturzes, des mächtigen Westturms. Und die Ruine verfällt weiter.

Die Abbildung zeigt die Johanneskirche nach dem Einsturz des schlanken Nordturmes, genannt der „Horschheimer Turm“ im Jahre 1844.